

sich um einen sehr umfangreichen Fund von 132 Handschriften – Rezepte, Schutzgebete, magische Formeln, T. vermutlich, z. T. beruhend auf dem 6. und 7. Buch Mose – nicht völlig unerwartet, da es sich bei dem Hof um den ehemaligen Sitz der bekannten Wunderheilerfamilie Morlok handelt. Der letzte ‚Wunderheiler‘ starb 1940. [...] Vielleicht wäre dieses Material eine schöne Basis für eine Magisterarbeit oder ein Semi

► Der Schatz der Morloks

Michael Simon und Anne-Christin Lux

Zur Vorgeschichte

Michael Simon

Im März 2006 kursierte über das „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung“ die Mail einer engagierten Architektin, die mit der Sanierung eines alten Bauernhofs in Baiersbronn-Mitteltal im Nordschwarzwald beschäftigt war. Ihr Auftraggeber war ein überregional bekannter Hotelier, der das Objekt erworben hatte, um dort eine stilvolle Gastronomie mit angeschlossenem Bauernhausmuseum einzurichten. Schon am Tag des Baubeginns, am 17. Januar 2005, hatte man unter der Dielung des Dachbodens eine Spanschachtel mit alten Schriften gefunden. Wie die Architektin schrieb, handelte es „sich um einen sehr umfangreichen Fund von 132 Handschriften – Rezepte, Schutzgebete, magische Formeln, vermutlich, z. T. beruhend auf dem 6. und 7. Buch Mose. Nicht völlig unerwartet, da es sich bei dem Hof um

den ehemaligen Sitz der bekannten Wunderheilerfamilie Morlok handelt. Der letzte ‚Wunderheiler‘ starb 1940. [...] Vielleicht wäre dieses Material eine schöne Basis für eine Magisterarbeit oder ein Seminar zum Thema Volksmedizin.“

Wer länger im universitären Geschäft tätig ist, kennt solche Anfragen und weiß, dass sie in der Regel keine Selbstläufer sind, sondern viel Arbeit nach sich ziehen können, die offensichtlich unbezahlt bleiben soll. Bevor man sich also darauf einlässt, sind weitere Erkundigungen erforderlich und eine Inaugenscheinnahme des Materials angeraten. Gesagt, getan! Am 11. Mai 2006 fuhr ich zusammen mit meinem damaligen Mainzer Kollegen Timo Heimerdinger nach Baiersbronn, um dem Morlokhof in der Ortschaft Mitteltal einen Besuch abzustatten und die Fundstücke persönlich anzuschauen. Wie der Kohlenmunk-Peter in Wilhelm Hauffs Märchen „Das kalte Herz“ zogen wir hinaus, um unser Glück im Nordschwarzwald zu finden. Das Wetter war schön, die Sonne strahlte und am Mummelsee sah man die letzten Schneeresste wegschmelzen. Mit dem Auto passierten wir eine Wasserfurt zwischen der Parzelle Rotmurg und der Ruhesteinstraße und fühlten uns für einen Augenblick in eine andere, „wildromantische“ Welt versetzt. Für Timo war es eine Reise in die Heimat seiner Vorfahren und für mich eine willkommene Flucht vor dem Schreibtisch, auf dem sich vermeintlich hochwichtige Aufgaben stapelten.

165



Auf dem Weg ins „Feld“ am 11. Mai 2006

Vor Ort lernten wir die freundliche Architektin und den namhaften Hotelier kennen, der gerade damit beschäftigt war, mit den Vertretern einer einschlägigen Porzellanmanufaktur das Geschirr für seine neue Erlebnisgastronomie auszusuchen. Auch die aufgefundenen Schätze durften wir begutachten und uns versichern, dass sich deren Bearbeitung auf jeden Fall lohnen würde, wenngleich der Aufwand hoch erschien. Die entscheidende Frage nach unserem Abstecher ins Feld lautete, wer diese Aufgabe übernehmen könnte. Anders als im Märchen, wo das Glück viele Umwege nahm, bis es der Kohlenmunk-Peter fand, trafen wir gleich die richtige Entscheidung und fragten bei Anne-Christin Lux nach, ob sie das Thema im Rahmen eines Promotionsprojektes verfolgen wollte. Anne hatte gerade eine Abschlussarbeit über den Eisenacher Barockarzt Christian Franz Paullini (1643–1712) geschrieben, kannte sich mit medikalkulturwissenschaftlichen Fragestellungen aus und konnte vor allem alte Handschriften lesen. Im vorliegenden Falle ging es jedoch um mehr, als nur die aufgefundenen Schriften zu entziffern und auszudeuten. Vielmehr bestand die Herausforderung darin, das Quellenmaterial umfassend in sozialer, zeitlicher und regionaler Perspektive zu kontextualisieren und dabei immer wieder neue Spuren zu verfolgen, die sich im Laufe der Nachforschungen ergaben. Darüber kann die Verfasserin aber am besten selbst berichten.

Nachforschungen zum Wirken einer Heilerdynastie im Nordschwarzwald

Anne-Christin Lux

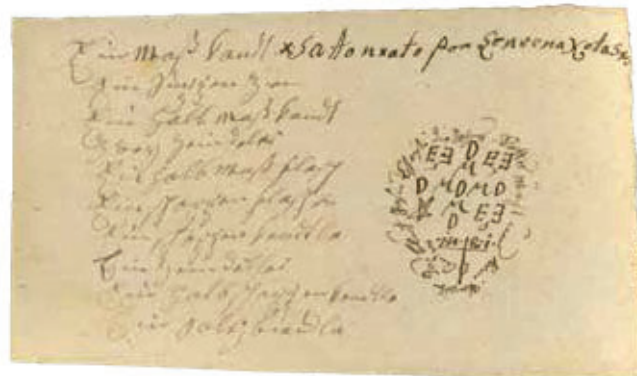
Der Morlokhof oder Ödenhof in Mitteltal befand sich 2003, als er von Hermann Bareiss erworben wurde, in einem denkbar schlechten Zustand. Bis 2001 war der Hof zwar noch bewohnt gewesen, aber Renovierungen oder gar Modernisierungen hatten dort schon seit Langem nicht mehr stattgefunden. Eine Erben-gemeinschaft hatte sich jahrzehntelang über den Verkauf des Objektes gestritten, währenddessen die Gebäude allmählich verfielen. Es bedurfte seitens des Käufers also großer finanzieller Anstrengungen, um die ganze Anlage denkmalgerecht zu sanieren. Gleichwohl besaß der Hof mit Haupthaus, Austrags-haus, Garten sowie einem Back- und Räucherhaus aufgrund seiner exponierten, frei stehenden Hanglage einen großen Charme, der es nahelegte, den Komplex in der gewählten Weise zu restaurieren und ihn als Ausgangspunkt für geschichtsträchtige Events und kulinarische Entdeckungsreisen zu inszenieren. Der Schriftenfund dürfte diesem Konzept sicherlich weiter in die Karten gespielt haben.



Was für Schriften waren nun entdeckt worden? Eine genauere Untersuchung bestätigte den Anfangsverdacht, dass es sich bei den handgeschriebenen Dokumenten wohl um den gesamten schriftlichen „Nachlass“ der Heilerfamilie Morlok handelt. Über Generationen hinweg hatten deren Angehörige ihr Wissen aufgezeichnet und an den jeweiligen Hoferben übergeben, der dann vermutlich auch die Heilertätigkeit fortsetzte. Dem Schriftbild nach stammen die Handschriften vornehmlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Ein Teil der Dokumente sind Rezepte, bei denen allerdings nicht immer aufgeführt ist, was damit behandelt werden sollte. Sie waren aber nicht nur für Krankheiten des Menschen, sondern auch für Krankheiten des Viehs gedacht, dessen Gesundheit für seine Besitzer früher ebenso wichtig war wie ihre eigene. Die dokumentierten Heilmittel entsprechen dabei dem üblichen Spektrum an verwendeten Ingredienzien des 18. Jahrhunderts, die zum Teil auch noch für Laienbehandlerkreise des frühen 20. Jahrhunderts nachweisbar sind, wie z. B. Schwarzer Schwefel, Bibergeil, Hunds- und Dachsfett, Kaminruß, Roter Bolis, Salpeter oder Menschenkot. Stellenweise wurde angegeben, wofür die Rezepte zu nutzen sind, oftmals jedoch nicht.



◀ Blick aus Südwesten auf das Haupthaus des Morlokhofes in Baiersbronn-Mitteltal



▲ Schrift 51.3 aus dem Schriftenfund vom Ödenhof, Baiersbronn-Mitteltal 2005, mit der Darstellung eines Amuletts mit christlich geprägten Buchstabenkombinationen

Der weitaus größte Teil der aufgefundenen Handschriften besteht aber nicht aus Rezepturen, sondern aus Heilsegen und Formeln, Amuletten sowie Anleitungen zu magischen Handlungen. Diese Aufzeichnungen wirken in der heutigen Wahrnehmung besonders befremdlich, undurchsichtig sowie schlichtweg unheimlich. Ihnen ist es zu verdanken, dass nach der Entdeckung des Fundes die Morloks als „Wunderheiler“ bezeichnet wurden. An dieser Stelle muss allerdings betont werden, dass solche Handschriften bzw. deren gedruckte Vorlagen an sich keine Besonderheit darstellen, sondern einst weit verbreitet waren, wie die Sammlungen des Volkskundlers Adolf Spamer aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (1883–1953) belegen. Bemerkenswert ist allenfalls, dass sich ein solches Konvolut von (Ab-)Schriften weitgehend geschlossen an einem Ort erhalten hat und sich somit regional kontextualisieren lässt, was den weiteren Gang meiner Untersuchungen maßgeblich beeinflusste.

Sie ergaben als Nächstes, dass Zauberbücher wie das „Sechste und Siebente Buch Mosis“ sowie das „Romanusbüchlein“ einen spürbaren Einfluss im Fund hinterlassen haben. Es handelt sich dabei um sehr be-

kannte Rezept-, Sympathie- bzw. Zauberbücher, die ab dem 19. Jahrhundert für fast jedermann erhältlich waren, da sie von Buchhandlungen massenhaft mit jeweils variierenden Inhalten verbreitet wurden. Auffallend ist, dass die Morloks aus diesen Vorlagen u. a. auch lateinische und hebräische Wendungen übernommen haben, was bei manchen zu der Vorstellung führte, sie seien eigentlich hochgelehrte Wissenschaftler gewesen. Das kann allerdings nicht mit ihrer bäuerlichen Existenz und Erziehung, soweit wir darüber Bescheid wissen, in Einklang gebracht werden, zumal ihre Schriftstücke überlieferte Formeln teilweise fehlerhaft und verstümmelt wiedergeben. Es ist davon auszugehen, dass solche Fehler durch wiederholtes Abschreiben, Weiterreichen und Hörensagen auftraten. Da sie für den Anwenderkreis kaum nachvollziehbar waren, dürften sie für deren Glauben an die Wirksamkeit des Niedergeschriebenen sowie die damit einhergehende Hoffnung unerheblich gewesen sein.

Zu guter Letzt enthält der Fund noch wenige gedruckte Schriften medizinischen Inhalts wie z. B. eine Werbung für Venezianischen Theriak von 1819 und einige profane Schriftstücke, zu denen ein Bauvertrag von 1789,

Schuldscheine und eine Entlohnungsliste oder Schuldnerliste gehören. Sie seien hier der Vollständigkeit halber genannt.

Über die Personen, die diese Schriften einst besaßen, ließ sich einiges herausfinden. Die genealogischen Nachweise für die Morloks im Murgtal reichen bis in das frühe 17. Jahrhundert zurück. Der erste Heilkundige aus der Familie scheint Michel Morlok (1722–1785) gewesen zu sein, dem Vertreter aus vier weiteren Generationen folgten: Johann Georg (1764–1823), Jakob (1804–1865), Jakob Friedrich (1835–1910) und Johann Friedrich (1871–1940), also ausschließlich Männer. Besonders viele Informationen liegen über die letzten beiden Heiler vor, denen große Heilerfolge in der örtlichen Überlieferung, aber auch ein etwas undurchsichtiger Charakter bzw. eine geheimnisvolle Ausstrahlung zugeschrieben wurden. Während Jakob Friedrich als Bauer, Sägemühlenbesitzer und hoch angesehenes Mitglied des Pfarr- und Gemeinderats bei seiner Heilertätigkeit von der seit 1869 bzw. 1871 reichsweit geltenden Kurierfreiheit profitieren konnte, geriet sein Sohn Johann Friedrich mit dem Festhalten an dieser Tradition und unter dem Eindruck der erstarkenden Schulmedizin mit ihren massiven Kampagnen gegen das sogenannte Kurpfuschertum mehr und mehr ins Hintertreffen. 1939 wurde er in die Psychiatrie eingewiesen, wo er ein Jahr später starb.

Die Gründe für die Einweisung des letzten Morloks waren komplex, wie aus den Krankenunterlagen in Tübingen und Zwiefalten hervorgeht. Die Rede ist von Schizophrenie, Alkoholismus und Gewaltausbrüchen. Sie belegen aber auch die Abwertung seiner Heilerfähigkeiten durch die behandelnden Ärzte als „Wahn- und Berufungsideen“. Dass Johann Friedrich nach seiner Einweisung im März 1939 dem Personal vorhielt, von seinem ältesten Sohn Fritz ins „Narrenhaus“ weggesperrt worden zu sein, weil dieser ein hundert-

facher Mörder sei und diese Verbrechen „mit dem Göring und dem Leviathan Adolf Hitler“ begangen habe, dürfte ihm unter den damaligen Umständen keinerlei Verständnis eingebracht haben, wohingegen wir uns heute über diese geradezu unheimliche Voraussicht wundern. Die ganze Tragik dieser Geschichte enthüllt sich mit dem Wissen, dass Fritz im Zweiten Weltkrieg Soldat wurde und 1945 in einem russischen Kriegsgefangenenlager starb und dass der jüngste Sohn Ernst, der von seinem Vater anscheinend als Nachfolger in die Heilkunde eingeführt worden war, ebenfalls in der Psychiatrie landete und dort fast 50 Jahre lang bis zu seinem Lebensende 1988 verblieb.

Dass solche Lebensschicksale Gegenstand dörflicher Erzählungen sind, wird nicht weiter überraschen, auch wenn zum Zeitpunkt meiner Datenaufnahme 2006/2007 die Erinnerungen an persönliche Begegnungen mit den Morloks nur noch in schwachen Resten zu erfahren waren. Um so bemerkenswerter ist es daher, dass die Heilerfamilie schon lange vor mir in das Visier heimat- und volkskundlicher Forschungen geraten war. Bereits um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde der vorletzte Morlok Jakob Friedrich ein Objekt der mundartlichen Heimatdichtung. Georg Otto Gittinger (1861–1939), der von 1885 bis 1898 als Pfarrer in Mitteltal tätig war und als Schriftsteller und Mundartdichter den Dialekt des oberen Murgtals in drei Gedichtbändchen verewigte, griff die Heilerpersönlichkeit in seinen Gedichten auf. Gittingers Schilderungen dienten seinem Nachfolger Pfarrer Eugen Reiff dazu, 1904 einen Aufsatz über den Heiler niederzuschreiben, in dem er diesen als jovialen und bauernschlaunen Zeitgenossen charakterisierte. Reiff kam damit einer Anfrage des Volkskundlers Karl Bohnenberger nach, der die Informationen für seine Veröffentlichung zu den „volkstümlichen Überlieferungen“ Württembergs benötigte.



▲ Frontal- und Profilaufnahme von Johann Friedrich Morlok aus der Krankenakte der Psychiatrischen Anstalt Zwiefalten, 1939; Sig.: T3 Nr. 5745 Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Sigmaringen; Bestand Wü 6873

▼ Der Morlok heilt mit Gottes Hilfe einen Patienten im Theaterstück „Morlok. Mythos. Mädesüß“, aufgeführt von der Theatergruppe Neue Studiobühne Baiersbronn/Freudenstadt e. V.



Weitere Überlieferungen stammen aus dem Nachlass des Baiersbronner Lehrers Georg Haag (1887–1971), der ebenfalls an Regionalgeschichte interessiert war und Ende der 1950er-Jahre einige Berichte über die Heilertätigkeit der Morloks dokumentierte. Dazu treten die von Hedwig Buß in ihrem Buch „Was die Alten einst erzählten ... Von Sympathiedoktoren, Hexen und Schräckli“ 1994 veröffentlichten Interviewfragmente, die sie zum Großteil schon 1984 aufzeichnete. Und kurz vor mir hatte auch noch eine ehemalige Lehrerin des Ortes – und zwar die Mutter der einleitend zitierten Architektin – den Gedanken, die Erzählungen über die einstigen Heiler im Tal zu sammeln, was sie 2004 in die Tat umsetzte, also ein Jahr vor dem besagten Schriftfund. Eine letzte Quelle mündlicher Überlieferungen war in der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ zu finden, deren Mitarbeiter*innen bereits 1964 Interviews mit vier Zeitzeug*innen aus der Region geführt hatten. Ihr Interesse galt seinerzeit eigentlich mundartlichen Sprachaufnahmen, aber bei den aufgezeichneten Unterredungen war auch – ganz nebenbei – der Morlok zur Sprache gekommen, den die Befragten, drei Frauen und ein Mann, noch kennengelernt hatten. Die älteste Erzählerin aus diesem Kreis war im Unterschied zu den jüngeren, die aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stammten, bereits 1876 zur Welt gekommen und dürfte damit die frühesten, bis heute existenten Erinnerungen an die Heiler überliefert haben.

Im Vergleich zeigen die verschiedenen Erzählungen, die über die Morloks kursierten, eine starke Abhängigkeit vom jeweiligen Entstehungszeitpunkt, der bei ihrer Interpretation mit zu berücksichtigen ist. So vermitteln die ersten schriftlich fixierten Überlieferungen vor allem das Bild volkstümlicher Bauerndoktoren, deren vermeintlich volksmedizinische Praktiken es zu bewahren galt. Die Mitte des 20. Jahrhunderts wiedergegebenen Erinnerungen sind dagegen eher negativ geprägt. In ihnen zeichnet sich ganz deutlich eine den Aberglauben ablehnende Haltung ab. Allerdings klingen in ihr noch Glaubensvorstellungen an, die zwar seinerzeit schon überholt waren, aber mit denen sich das magisch-sympathetische Wirken der Morloks noch erschließen ließ. In den jüngsten Darstellungen wiederum kommt eine ausgesprochen positive Haltung gegenüber den Morloks zum Ausdruck. Ihr medizinisch-therapeutisches Handeln wird nun unter dem Einfluss aktueller gesellschaftlicher Diskurse bewertet, z. B. einer als unbefriedigend empfundenen schulmedizinischen Versorgungssituation bzw. einer Sehnsucht nach alternativen, traditionellen und/oder scheinbar naturgemäßen Heilmethoden. Hier ist interessanterweise festzustellen, dass dabei das eigentliche, das

magisch-religiöse Wirken der Morloks nicht mehr artikuliert wird. Denn die einstige Glaubenswelt, in der dieses Wirken fest verankert war, existiert nicht mehr und kann somit nicht mehr verstanden werden. Dagegen spiegeln die zeitgemäß inszenierten Morloks, ausgestattet mit ansehnlicher Gelehrsamkeit und bemerkenswerten medizinischen sowie psychologischen Fähigkeiten, die scheinbaren Wahrer uralter Traditionen wider, also jenen Heilertypus, den die Gegenwart bevorzugt verlangt.

Gerade letzteres Bild wurde im Sommer 2007 auch in einem die Heiler thematisierenden Theaterstück mit dem alliterierenden Titel „Morlok. Mythos. Mädesüß“ entworfen, bei dem zusätzlich eine verbindende Kontinuität zwischen den Merseburger Zaubersprüchen, Schamanen, Hildegard von Bingen und den Morloks konstruiert wurde. Im Dezember 2007 besuchte obendrein die Schauspielerin sowie „kritische Esoterikerin“ Ruth-Maria Kubitschek für eine Lesung den ehemaligen Ödenhof und berichtete „von der geheimnisvollen kosmischen Energie, die sie im Morlokhof spürte. ‚Hier schwirren einige Heil-Engel herum‘, sagte sie eingangs“. Mir selbst wurde in einem Interview mitgeteilt, dass sich der Hof auf einem „kosmischen Kraftfeld“ befände und nur deshalb dort errichtet worden sei, um die „positiven Energien des Ortes“ zu nutzen. Die gesamte Konstruktion dieses modernen Heiler-Mythos fußt schließlich auf dem Beschwören einer idealisierten, vermeintlich naturverbundenen Vergangenheit, die allerdings nur selektiv wahrgenommen wird. Das ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass die vielen anderen laienmedizinischen Therapeut*innen, die einst im Oberen Murgtal tätig waren, inzwischen vollkommen aus dem Blick geraten sind. Um die Wende zum 20. Jahrhundert lassen sich nämlich neben den Morloks u. a. noch „Die Nestlerin“, „Der Polkasäger“, „Die Hundsmichelskätter“, „Der Labbronner“, „Der Eremies vom Friedrichstal“ oder „Die Bosler Ahne“ als Heiler*innen nachweisen, deren Existenz letztlich mehr über das Fehlen therapeutischer Alternativen oder auch über eine andersartige Wahrnehmung von Krankheit in dieser Zeit verrät als über die Wirksamkeit ihrer medizinischen Angebote.

Für die vorliegende Darstellung wurde auf genaue Nachweise zu den erwähnten Primär- und Sekundärquellen verzichtet. Sie sind aber leicht der folgenden Darstellung mit weiterführenden Überlegungen zum Thema zu entnehmen: Lux, Anne-Christin: Das Erbe der Morloks. Untersuchungen über das Wirken einer Heilerdynastie im Nordschwarzwald (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 14). Münster/ New York: 2017.